



ist doch

Miriam Burdelski

schön

Roman
BLESSING

hier

Miriam Burdelski

**ist doch
schön
hier**

Miriam Burdelski

**ist doch
schön
hier**

Roman

Blessing

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

Copyright © 2026 by Miriam Burdelski
Copyright © 2026 by Karl Blessing Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Umschlaggestaltung: t. mutzenbach design, München
Umschlagabbildung: © Shutterstock.com (CYC, Apos-25)

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: Pustet, Regensburg

Printed in Germany
ISBN: 978-3-89667-801-0

www.blessing-verlag.de

Für die drei wichtigsten Frauen in meinem Leben

*Herta
Christa
und Ala*

prolog

Ich brauche da gar nicht lange zu überlegen, ich mag keine Altbauwohnungen. Nicht, dass ich schon viele gesehen hätte, hauptsächlich im Fernsehen oder auf Instagram und Pinterest. Menschen in Altbauwohnungen haben den unnatürlichen Drang, ihre riesigen Wohnungen erschreckend leer aussehen zu lassen. Dabei nervt es ja eh schon, dass die Decken so weit vom Kopf entfernt sind. Man kann sich in Altbauwohnungen nicht wohlfühlen. Das kann mir keiner erzählen.

In Rosas Wohnung ist das anders. Ich habe noch nie so eine große Wohnung gesehen wie die von Rosa. Der Holzboden glänzt, als wären bereits Hunderte Menschen in den letzten Jahrzehnten darüber gelaufen. Als hätte jeder Einzelne eine Spur hinterlassen. Was wahrscheinlich auch so war. Und heute schiebt Rosa ihren Rollator darüber. Einen Fuß nach dem anderen, mit beigen Stützstrümpfen an den knöchigen Beinen.

Die Decken sind hoch, aber zum Glück hat Rosa alles vollgestellt. Bis unter den Stuck. Um der beängstigenden Leere dieser Wohnungen keinen Raum zu geben, muss man sammeln. Rosa hat ein Leben lang erfolgreich gesammelt.

An der Wand im Flur ziehen sich die Bücherregale bis unter die Decke. Der Geruch ist so eingängig, ich werde niemals wieder Bücher riechen können, ohne an den Flur bei Rosa zu denken. Überall steht etwas herum, eine Kunst, die insbesondere alte Menschen beherrschen. Als wollten sie alles in ihrem

Leben festhalten. Vielleicht glauben sie, der Tod kommt nicht so schnell, wenn sie sich in all diesen Erinnerungen verstecken.

In den oberen Regalfächern sammelt sich hauptsächlich Staub, neben einer Weihnachtspyramide und ein paar umgefallenen Büchern. Auch das gefällt mir. Dass der Staub dort oben ein Eigenleben führen kann, ganz unbeachtet und weit weg von allem.

Zwischen den Buchrücken stehen hässliche Porzellanfiguren, Schwarz-Weiß-Bilder in Goldrahmen, Postkarten aus den Achtzigern, darauf sieht man Plattenbauten vor grauem Himmel. Irgendwie auf ihre ganz eigene Art schön, diese Tristesse der Architektur. Ganz links in dem Regal das Foto von vier Musikern. Ein Mann, drei Frauen, ein Flügel und alle lachen. Ich kenne das Bild. Ich trage es bei mir, obwohl ich es längst auswendig kenne und jedes Detail in meinem Kopf verankert ist. Weil diese in Schwarz-Weiß für immer in einem Moment gefangenen Menschen mich hierhergeführt haben.

Vom Flur gehen viele Türen ab. Sie wirken anmaßend, hoch und imposant. Aber wenn ich sie öffne, ist da nichts als Staub der letzten Jahre und Banales wie eine Waschmaschine oder ein Staubsauger, Kisten mit Geschenkpapier und Blumenvasen in allen Formen und Größen. Ein Regal bis unter die Decke voll mit Tischdecken. Und eine Werkzeugkiste mit Nägeln, die längst rostig sind. Eigentlich wie im echten Leben: Hinter dem Großen, Imposanten verbirgt sich eben doch häufig nur Schrott.

Die Tür neben der Küche führt zum Musikzimmer. Ein großer Flügel, ein Cello an der Wand. Es erinnert mich an den Abend im Grand Hotel im Frühling. Der Moment, in dem Emmi sich ans Klavier gesetzt hat. Na ja, gesetzt ist vielleicht zu elegant ausgedrückt, sie hat sich eher auf den Klavierhocker

fallen lassen. Ich weiß noch, wie ich ihre Hände bestaunt habe, die über die Tasten flogen, ganz fern von allem. Die Hände wussten etwas, was Emmis Kopf schon längst nicht mehr wusste. Aber da war noch etwas an diesem Abend, das mir neu war. Ein leichtes Gefühl von beginnender Liebe, von Zugehörigkeit und Überraschung.

Heute kommt es mir vor, als wäre das Jahre her. Das alles scheint in einem Leben passiert zu sein, das nichts mehr mit mir zu tun hat. Damals hatte ich noch eine Familie.

Ich setze mich an den Flügel. Sofort fühle ich mich anders, als wäre ich ein neuer Mensch, ein fremder Mensch. Ich habe noch nie an einem Flügel gesessen. Ich strecke meinen Rücken, erhebe mein Kinn. Als würde ich jeden Moment etwas ganz Fantastisches erklingen lassen. Wie Emmi damals. Auf den Noten steht »Das wohltemperierte Klavier«. Ich wäre gerne ein wohltemperierter Mensch. Jemand, dem es gut geht, der seinen Weg geht, seine Rolle im Leben gefunden hat. Aber ich habe mich noch nie so weit davon entfernt gefühlt.

Rosa schläft im Wohnzimmer auf dem Sofa. Ich weiß, wie wichtig Schlaf für alte Menschen ist. Diese Müdigkeit, die einen übermannt. Sie hat mich gebeten, leise zu sein. Ich fühle mich wie ein Spion, eine Agentin, die durch die Wohnung einer verdächtigen Person schleicht. Auf der Suche nach Hinweisen. Im Grunde ist es auch so. Ich kenne diese Frau kaum. Und nichts wäre gerade wertvoller für mich als sinnvolle Hinweise. Hier am Flügel werde ich die nicht finden.

Ich fahre dennoch einmal mit den Fingern über die Tasten, ohne sie herunterzudrücken. Die Stille bleibt still, so still wie die Nacht an der Strandpromenade in Kolberg, wie der

laue Frühlingsnachmittag in Martas Garten, wie Melanies und meine Wohnung, seit ich wieder da bin, und wie die Seen in Masuren, so hat es Emmi zumindest immer erzählt, wenn der Schnee sich lautlos auf das dunkle Wasser legt. Überhaupt hat Emmi gerne von der Stille gesprochen. Am Ende war es genau diese Stille, die sich in ihrem Kopf ausgebreitet hat. Zum Schutz vor jedem Geräusch und vor der Wahrheit, hat sie der Stille allen Raum gegeben.

Im Kunstleistungskurs habe ich gelernt, dass man Bilder übermalen soll. Immer wieder, bis irgendwann etwas entsteht, was einem richtig erscheint. So ist es mit Masuren, denke ich. Masuren hat man einfach dickschichtig über Ostpreußen drübergemalt.

Der Vergleich ist gut, finde ich, aber der Leistungskurs Kunst war wirklich eine Fehlentscheidung. Eigentlich war alles eine Fehlentscheidung. Oder besser: eine Fehlwahrnehmung.

Ich klappe den Deckel des Flügels leise zu, um Rosa nicht aufzuwecken. Ich kann nicht einschätzen, wie sie reagiert, wenn ich sie aus dem Schlaf hole. Oder wie sie es findet, dass ich an ihrem Flügel sitze. Ich kann ja nicht mal einschätzen, wie sie es findet, dass ich so plötzlich hier aufgetaucht bin.

Vom Musikzimmer geht ein kleiner Raum ab, in dem nur eine Chaiselongue am Fenster steht. Auf einmal merke ich, wie müde ich bin. Wie anstrengend die letzten Tage waren.

Ich lasse mich vorsichtig darauf nieder. Sie sieht zerbrechlich aus, alt, nein, eher antik. Vielleicht ist sie nur zu Dekorationszwecken gedacht? Ob Rosa sauer ist, wenn das Möbelstück jetzt unter meiner Last zusammenbrechen würde? Oder ist einem so was egal, wenn man weiß, dass man in naher Zukunft sterben wird? Auf jeden Fall hat Rosa noch genug andere

Möbelstücke, die genauso alt aussehen. Außerdem bin ich gar nicht so schwer. Wie Melanie, die hat zumindest immer gesagt, sie sei zu leicht. Dabei war sie es nicht, sie war weder dick noch dünn, einfach ganz normal. Ob sie damit etwas anderes sagen wollte? Allerdings: Als ich sie zum letzten Mal gesehen habe, erschien sie mir doch dünn. Zart sogar. Vielleicht habe ich sie in den Wochen und Monaten zuvor nie wirklich angesehen. Oder immer nur gesehen, was ich sehen wollte.

Mein Blick schweift über das Bücherregal gegenüber. Es sieht aus wie ein Billy von Ikea. Als hätte Rosa keine Lust mehr gehabt auf Antiquitäten. Sie hat es vollgestopft mit Kisten und Ablagen voller Zettel. Die Kisten sehen aus wie die Kiste, die mir Christine vor ein paar Tagen in die Hand gedrückt hat. Grauer, schlichter, staubiger Karton. Völlig unspektakulär. So nichtssagend wie das Billy-Regal.

Im untersten Fach liegen Kalender, große Kalender, mit Ostpreußenbildern. Ich stehe wieder auf und knie mich vor die verstaubten Exemplare. Ringbindung, DIN A3. Die Bilder sind schon total vergilbt. Die Kalender sind tatsächlich mit »Ostpreußen« betitelt, und nicht mit Masuren. Da hat jemand die dicke Farbe wohl wieder abgekratzt.

Ich schlage den ersten auf, ein Wunder, dass sich die einzelnen Seiten noch voneinander lösen. Störche, Alleen, ein See im Nebel. Echt nett. Aber wiederholt sich tatsächlich in jedem Kalender. Noch mehr Störche. Noch mehr Seen. Störche sind ja in Masuren so etwas wie die Tauben bei uns.

Auf den einzelnen Seiten gibt es wenig Einträge, *Helgas Geburtstag*, *Konzert in Wien* und einmal hat sie sogar *Müll rausstellen* eingetragen. Anscheinend hatte sie es nicht so mit der Haushaltsführung. Ich finde die Jahre 1980 bis 1983, dann

1999 bis 2001. Der Stapel ist riesig. Warum behält man so einen Mist? Es hätte gereicht, sich auf ein Exemplar zu beschränken. Wiederholt sich sowieso alles. In einem Exemplar von 1993 finde ich exakt dasselbe Bild wie in dem Kalender von 1989. Einmal ist es bei Mai drin und einmal bei Oktober. An einem langweiligen Tag werde ich mal versuchen, herauszufinden, ob es den Verlag noch gibt, und mich beschweren. Als ob es nicht Tausende dieser Bilder gibt. Da kann man ja wohl aufpassen, dass man nicht direkt eins doppelt druckt.

Ich ziehe einen weiteren heraus und betrachte das Titelbild von einem sehr hochgewachsenen Pferd. Es erinnert mich an Fernande von Ahlenbeck – ein unsympathisches Tier, das ich wirklich nicht vermisse. Dieser riesige Kopf, die nervös zuckenden Ohren. Nichts an ihm war einladend oder niedlich. Ich finde, man kann sich für Tiere eigentlich nur dann ernsthaft interessieren, wenn sie niedlich sind. Oder, im Zweifelsfall, wenn sie andere fressen. Da überwiegt dann die Faszination. Tiere, die einfach nur anwesend sind und dabei eine Aura der Überheblichkeit verströmen wie Pferde, die kann man von der Liste direkt streichen. Was auch immer das für eine Liste wäre. Nein, ich würde sie noch nicht einmal mit draufschreiben.

Ich schlage die ersten Seiten auf, um nachzusehen, ob es sich bei den Fotomotiven in diesem Jahr nur um Pferde handelt. Aber es folgen Seen und Störche und Seen und Störche. Irgendwer hat zwischendurch mal Geburtstag (*Franz, Professor Nieder und Marie*) und es gibt diverse Konzerte (*Bonn, Mainz, Hannover*). Im April gibt es nur einen Eintrag, und der lässt mich innehalten.

In schwarzen, dünnen Buchstaben steht dort *Tag der Entscheidung*.

Nur das. *Tag der Entscheidung*. Das klingt so theatralisch, dass ich es albern finde. Ich frage mich, ob das jemals jemand gelesen hat. Ob an einem Tag eine Freundin in ihrer Küche stand und sich wunderte. So wie ich heute.

Vielleicht sollte ich mir ab jetzt auch so seltsame, kryptische Dinge in meinen Werbekalender der AWO schreiben. Allerdings bekomme ich selten Besuch. Wahrscheinlich würde es nie jemand bemerken und sich nie jemand wundern außer mir selbst.

Ich will gerade weiterblättern, aber dann stutze ich. Es ist das Datum, das etwas in mir auslöst. *Der Tag der Entscheidung* ist mein erster Geburtstag.

kapitel 1

Melanie hantiert in der Küche herum, als ich aus der Bibliothek nach Hause komme. Ein Ausflug, den ich mir auch hätte sparen können. Eigentlich ist mir schon seit Schulzeiten bekannt, dass in Büchern auch nichts anderes steht als im Internet. Ich wollte nur einen Polenreiseführer ausleihen, damit ich nicht völlig lost bin, wenn das Internet mich mal im Stich lässt. Oder meine mobilen Daten. Aber ausgerechnet das Buch war verliehen und die Bibliothekarin konnte mir nicht sagen, wann es wieder verfügbar sei.

Seit ich diese Reise nach Polen plane, treibt mich eine seltsame Unruhe um, als müsse ich mich genau jetzt mit allem auseinandersetzen, was mit Polen, Ostpreußen und dem Zweiten Weltkrieg zu tun hat, dabei spielt das alles gar keine Rolle. Das Einzige, was wichtig ist, ist Emmi. Und Emmis persönliche Geschichte. Und Emmis Heimat. Und zwar für mich viel mehr als für sie selbst.

Ich werfe meinen Jutebeutel mit dem Einkauf auf den Tisch. Frisches Obst für Emmi und Basics für Melanie und mich. Nudeln, Brot, Milch. Unsere kulinarischen Ansprüche sind nicht besonders hoch. In der Küche ist das Licht diesig, die Scheiben könnten mal wieder geputzt werden. Jetzt, wo die Frühlingssonne sich ihren Weg hineinbahnt, stechen die Schlieren so präsent hervor, als hätten wir am Vortag eigenhändig Fett auf die Scheiben geschmiert. Gut zu wissen, dass es nicht so war.

Melanie reißt Schränke immer etwas zu schwungvoll auf, als wolle sie sich selbst beweisen, wie rastlos sie ist. Dabei ist sie wirklich das komplette Gegenteil. Sie nimmt eine Scheibe Brot aus der Packung und platziert sie auf einem Frühstücksbrett, das sie vor ein paar Jahren in einem Supermarkt entdeckt hat. In großen orangefarbenen Lettern steht darauf gedruckt: »Auf der Aperolspur des Lebens«. Sie findet das bis heute lustig.

Ihre blonden Haare trägt sie zu einem so strengen Pferdeschwanz, als wolle sie ihre Gesichtshaut damit straffen. Dabei will sie damit wahrscheinlich eher verhindern, dass man direkt sieht, wie nötig die Haare mal gewaschen werden müssten. Es klappt aber nicht. Das T-Shirt, das sie trägt, ist halb aus dem Bund der grauen Jogginghose gerutscht. Ich sehe gleich, dass es mein Shirt ist, sage aber nichts.

Auf der Fensterbank reihen sich ein paar Topfblumen und eine Gießkanne in Form eines Froschs. Hübsch ist die nicht. Aber sie funktioniert. Als ich klein war, hat Emmi mich immer gießen lassen. Sie hat mir genau erklärt, wie viel Wasser jede Pflanze braucht. Jetzt gieße ich nur noch, weil es sonst keiner tut. Vor dem Fenster sitzt eine fette Taube und plustert ihr bakterienverseuchtes Gefieder auf. Ich haue mit der Faust gegen die Scheibe und sie verzieht sich.

»Wo warst du?«

Melanie lässt sich auf einem der beiden Küchenstühle nieder und versenkt ihr Messer in der Mitte der Margarinepackung. Ich mag Butter lieber.

»In der Bibliothek«, sage ich.

»In der Bibliothek?«, wiederholt sie, als hätte ich gesagt, ich sei für einige Stunden in der Todeszelle gewesen.

»Musst du dich nicht langsam mal um einen richtigen Job kümmern?«

Und du?, denke ich, spreche es aber nicht aus. Melanie arbeitet seit Jahren nicht mehr. Sie hatte eh immer nur so Aus-hilfsjobs. Mal in einer Drogerie, eine Zeit lang im Sonnenstudio und dann als Kellnerin bei einem Italiener. Was genau sie danach vom Arbeiten abhielt, ist mir immer noch nicht so ganz klar. Es ist wie mit dem Huhn und dem Ei. War sie zuerst so kraftlos und lethargisch und hat deshalb ihre Jobs verloren oder hat sie ihre Jobs verloren und wurde deswegen so kraftlos und lethargisch?

Die Tasse, aus der sie ihren lauwarmen Filterkaffee trinkt, hat einen Sprung. Schon seit ich klein war. In meiner Wut- und Trotzphase soll ich sie angeblich mal vom Tisch geschmissen haben, mitsamt dem Inhalt. Ich kann mich nicht daran erinnern. Aber sie betont oft, wie anstrengend es mit mir war. Ich hoffe, sie meint gar nicht explizit mich persönlich. Es wäre mit jedem anderen Kind auch schwierig gewesen. Sie war einfach noch verdammt jung.

Melanie zündet sich eine Zigarette an und sieht mich an.

»Du hast Wimperntusche unter dem Auge«, sage ich.

Sie sieht sehr traurig aus, als wäre sie zutiefst enttäuscht über das, was ich gerade gesagt habe. Ich glaube, das ist sie auch. Es ist egal was ich sage, ich habe immer das Gefühl, Melanie zu enttäuschen. Ich frage mich, ob sie es umgekehrt genauso empfindet.

»Warum willst du unbedingt dahin?«, fragt sie und rührt in der leeren Tasse. Das Geräusch macht mich wahnsinnig.

»Um Emmi davon zu erzählen«, sage ich. »Ich glaube, dass es wichtig ist, dass einer von uns dorthin zurückkehrt. Um nachzusehen, was noch da ist. Für Emmi.«

Bevor sie stirbt, liegt mir auf der Zunge, aber ich kann es nicht aussprechen. Auch wenn Emmis Verstand schon seit

Längerem stirbt, ist da immer noch ihr Körper. Und ihr Lachen. Und der ein oder andere klare Gedanke.

»Dort ist überhaupt nichts mehr. Da steht kein Stein mehr auf dem anderen. Ich weiß nicht, was du dir davon versprichst.«

Das weiß ich auch nicht. Aber wenn es noch die Möglichkeit gibt, diese Spur zu verfolgen, dann jetzt. Solange Emmi noch da ist. Eintausendsechshundert Kilometer ist sie damals bei Schnee und Eis zu Fuß gegangen. Und haben wir das jemals wirklich begriffen? Ich nicht. Ich fand schon den Schulweg zu Fuß eine Zumutung. Melanie findet die Wohnung zu verlassen eine Zumutung. Also bitte.

Sie nimmt einen tiefen Zug von der Zigarette und ich mache das Fenster auf Kipp. Sie hasst das. Sie sagt, ich mache das nur als Zeichen dafür, wie asozial ich Rauchen finde. Aber ich mache es aus dem einfachen Grund, dass ich den Zigarettenrauch nicht ausstehen kann.

Bis heute behauptet Melanie, sie hätte mit dem Rauchen aufgehört, als sie schwanger mit mir war. Aber ich glaube ihr das schon lange nicht mehr. Und ich glaube fest daran, dass ich beim Abitur fast durchgefallen wäre, weil Melanie mein Gehirn bereits vor der Geburt durch ihren Zigarettenkonsum geschädigt hat. Anders kann ich es mir nicht erklären. Also ich kann es mir schon anders erklären, aber dann müsste ich den Fehler bei mir selbst suchen, und das versuche ich zu vermeiden.

»Und wenn doch? Wenn doch noch was da ist?«, frage ich. Melanie zuckt mit den Schultern.

»Dann was? Willst du ihr die alte Kiste wieder ausgraben?«

»Ja, vielleicht.«

Sie schüttelt resigniert den Kopf.

»Wie willst du diese Reise eigentlich bezahlen?«, hakt sie nach. Die Asche der Zigarette fällt haarscharf an der abgebissenen Brotscheibe vorbei.

»Klauen«, sage ich.

Melanie seufzt.

»Wieso kann man nie normal mit dir reden?«

Ich zucke mit den Schultern. Vielleicht, weil man auch mit ihr nicht normal reden kann? Aber das sage ich nicht. Ich habe längst aufgegeben, Melanie darauf hinzuweisen, dass das Zusammenleben mit ihr wirklich deprimierend ist. Dass *sie* deprimierend ist.

Das Geld für die Reise liegt längst bereit in einem Umschlag unter meinem Bett. Alles, was ich in den letzten Wochen bei *Mr. Wash* verdient habe und den langweiligen Jobs davor, einschließlich des Trinkgelds. »Herzlich willkommen bei *Mr. Wash*. Für welches Programm haben Sie sich heute entschieden? A, B oder C? Haben Sie Kinder dabei? Darf ich denen mit einer Tüte Gummibärchen den Aufenthalt versüßen, während Ihr Wagen gewaschen wird?«

Immer lächeln, Gummibärchen herausreichen, Spritzwasser im Nacken und andauernde Feuchtigkeit. Ein paar Sekunden die Gesichtsmuskeln entspannen, bis das nächste Auto bis zu meiner Kanzel vorfährt. Ein langweiliger, aber unkomplizierter Job. Genau das, was man braucht, um Geld für eine Reise zusammenzukratzen.

Die noch fehlenden eintausend Euro in bar kommen von Emmi. Aber das darf ich Melanie auf gar keinen Fall erzählen. Ich habe das alles genau berechnet – ich hatte ja Zeit. Und als ich Emmi gesagt habe, wie viel Geld mir noch fehlt, hat sie es einfach so aus ihrer Schublade gezaubert. Es lag in einem Umschlag unter einem alten Einsteckfotoalbum aus den Neun-

zichern. Die einzelnen Folien waren bereits miteinander verklebt und es enthielt Bilder von einer Reise nach Prag. Man sieht Emmi in einem unförmigen Blümchenkleid. Die Frauen daneben sehen genauso schlimm aus. Sie sagt, es seien ihre Freundinnen. Aber ich weiß, dass Emmi nie wirkliche Freundinnen hatte. In dem Umschlag war noch mehr Geld. Große Scheine. Zehn Hunderter hat sie mir einfach so in die Hand gedrückt. Mich kurz getätschelt und abwesend gelächelt.

»Bring den Schatz mit«, hat sie gesagt und dabei bedeutungsschwanger genickt.

Der Schatz ist eine Kiste, die Emmis Familie – ihrer Erzählung nach – kurz vor Einmarsch der Russen hektisch im Garten ihres Hauses vergraben hat, mit Silberbesteck, dem guten Geschirr und Familienschmuck. Jeder Depp hätte das finden können. Ein frischer Erdhügel hinterm Haus ist jetzt weiß Gott kein gutes Versteck, wenn wenige Stunden später die Rote Armee den Garten durchpflügt. Aber sollte ich ihn – entgegen allen Erwartungen – doch finden, hätte sich ihre Investition in meine Reise natürlich gelohnt. Dann würde ich diese Kiste – oder was davon noch übrig ist – mitbringen und Emmi überreichen. In der Hoffnung, dass ihr zu jedem Silberlöffel und jedem goldrandverzierten Teller eine Geschichte einfallen würde. Eine Geschichte aus einer anderen Zeit. Und es würde sie glücklich machen. Oder mich. Weil ich mir nichts sehnlicher wünsche, als dass Emmi sich an etwas erinnert.

Die Scheine habe ich in meine Hosentasche gestopft. Zehn Hunderter tragen ganz schön dick auf. Ich habe zwei Mal mit dem Rad am Straßenrand angehalten, um mich zu vergewissern, dass sie noch da sind.

Woher Emmi dieses ganze Geld hat, weiß ich nicht. Aber

irgendetwas hat mir gesagt, dass ich es annehmen soll, ohne Fragen zu stellen. Vielleicht, weil ich die Antwort gar nicht wissen will.

Melanie lässt den Brotrand wie ein Kleinkind auf dem Aperol-Brettchen liegen. Es wird nachher wie von Zauberhand verschwunden sein. Ich weiß nicht mehr, wann ich angefangen habe, hinter ihr herzuräumen. Und seit wann sie das als selbstverständlich hingenommen hat. Ich glaube, seit ich sechs war. Aufstehen mit Emmi, frühstücken, Ranzen packen, leise sein, damit Melanie schlafen kann. Mittags den Schlüssel im Schloss drehen, nachsehen, ob Melanie schon wach oder wahlweise bei der Arbeit ist, aufräumen und auf Emmi warten.

Es sind diese kleinen Dinge, die in den Alltag einziehen und irgendwann gar nicht mehr hinterfragt werden. Ich werde den Brotrand in den Müll werfen und das Brettchen ins Spülbecken stellen und Melanie wird sich aufs Sofa im Wohnzimmer legen und von ihrem Ausflug in die Küche erholen.

Ich fülle mir Kaffee aus der vergilbten Kaffeemaschine in eine Tasse und gehe in mein Zimmer. Jahrelang habe ich im kleinsten Raum gewohnt, eine Art Abstellkammer hinter der Küche. Ich hatte ein Fenster und dementsprechend galt es als vollwertiges Zimmer. Zumindest innerhalb unserer Familie. Ich mochte das Zimmer, obwohl es so klein war. Emmi hatte eine Wand für mich mit rosa Tapete beklebt und mein Bett hellgrün angestrichen. Es hat tagelang nach Farbe gerochen und ich musste zu ihr ins Zimmer ziehen, damit ich nachts nicht an den Gasen erstickte. Als ich in die Pubertät kam, hat Emmi ihr Zimmer mit meinem getauscht. Es war ihr Weihnachtsgeschenk an mich. Sie ist mit ihrem Bett und ihren beiden Sesseln in die Abstellkammer gezogen und ich

durfte in ihr Zimmer direkt neben der Wohnungstür ziehen, das mir damals riesig vorkam. Melanie behielt das Wohnzimmer. Abends zog sie das Schlafsofa aus und morgens schob sie es wieder zusammen. Zumindest hat sie das in den ersten Jahren unseres Zusammenlebens noch gemacht. Nachmittags habe ich Emmi oft zu mir ins Zimmer auf einen Tee eingeladen. Ich hatte ein eigenes Teeservice mit hellrosa Blüten darauf. Ich fand, ich war ihr diese Einladungen schuldig und ich habe diese Teenachmittage ohne Melanie in der Wohnung geliebt. Es war eine Liebe auf Zeit. Irgendwann hatte Melanie gar keinen Job mehr und keinen Grund, das Haus zu verlassen. Und Emmi zu mir einzuladen, aber Melanie nicht, fühlte sich falsch an.

Bei einem unserer Teenachmittage kam mir zum ersten Mal die Idee mit der Reise. Ich war gerade dreizehn, Melanie kurz davor, ihren Kellnerjob zu verlieren, und Emmi zum Tee bei mir im Zimmer, als sie mir von Weihnachten in Ostpreußen erzählte. Von dem Baum, den sie mit ihrem Vater im tiefen Schnee im Wald schlug und den eines der Arbeitspferde, der Franz, nach Hause ziehen musste. So schwer war der. Sie erzählte von herumlaufenden Hunden in der Diele, von den Mägden, die sich gegenseitig die Haare flochten, von weißen Kleidern und Kerzen in den Fenstern. Sie erzählte vom tiefen Lachen ihres Vaters. Und von ihrer Mutter, die sie hochhob, um den Stern an die Spitze des Baumes zu stecken.

Die Geschichte war so rührend und schmerzhaft zugleich. Mich hatte noch nie jemand hochgehoben, um den Stern auf die Baumspitze zu stecken (unser Baum war viel zu klein, als dass man hätte hochgehoben werden müssen) und ich werde nie erzählen können, wie tief mein Vater gelacht hat. Emmi hatte eine richtige Familie gehabt, bevor es uns gab.

Ich wollte dahin. Mit dreizehn war mir gar nicht klar, dass dort nichts mehr so war wie in Emmis Erzählungen. Ich war mir sicher, dass ich dort diesen Hof vorfinden würde, den Franz, den Baum, Emmis Vater. Dass ich mit Emmi und Melanie dorthin ziehen würde. Ich würde einen Hund bekommen und selbst durch die Kleeblattwiesen laufen und über den Teppich aus Buschwindröschen.

Jetzt will ich nur noch Emmis Erinnerungen wecken. Da ist so vieles, was sie vergessen hat. Worüber sie nicht mehr spricht. Die Geschichte vom Weihnachtsfest, von Ausritten durch die Sommerheide. Von Geburtstagen mit ihren Freundinnen. Da muss ein Anstoß kommen. Und der kommt von mir. Hoffe ich.

In meinem Zimmer riecht es immer ein bisschen nach Emmis Parfum. Seit sie im Heim ist, benutzt sie es nicht mehr, und ich habe den angebrochenen Flakon behalten. In winzigen Dosen verteile ich es auf meinem Kopfkissen und den beigeen Vorhängen, in der Hoffnung, dass der Duft dort besonders lange anhält. Sie hat mich so oft genervt in den letzten Jahren meiner Schulzeit. Aber seit sie nicht mehr da ist, fühlt es sich an, als hätte sie das Leben aus dieser Wohnung mitgenommen. Als hätte sie die Räume ausgesaugt und in Vakuum verpackt. Manchmal denke ich, wenn ich nicht rausgehen würde, zu *Mr. Wash* oder um Emmi zu besuchen oder dem Mann an der Kasse im Supermarkt zuzunicken, würden Melanie und ich in diesen vier Wänden einfach irgendwann an Langeweile und Perspektivlosigkeit ersticken. Ich muss etwas ändern.

Neben meinem Bett stapeln sich Bücher und Ordner, die ich selbst zusammengestellt habe. Ich werde die Fluchtstrecke meiner Oma zurückreisen bis in ihr Heimatdorf. Ich werde

Fotos machen und ihr im Anschluss alles erzählen. Ich werde meine Mutter allein in der vakuumierten Wohnung lassen und ein Abenteuer erleben. So wie alle jungen Menschen. Ich bin jetzt eine von ihnen. Kann sein, dass mir sowohl der Mut als auch die genaue Planung noch fehlen. Aber der Wille ist da. Wenn ich jetzt nicht gehe, dann nie.

Mit dem Zug nach Danzig und dann an der Küste weiter – so ist mein Plan. Ich wünschte, ich hätte einen Führerschein. Ins Auto steigen, losfahren. Einfach stehen bleiben, wenn man müde ist, oder es einem besonders gut gefällt. Ein Traum, den ich schon lange habe. Ich beneide Menschen mit Auto sehr – diese Freiheit aufzubrechen, ohne festes Ziel. Ich würde sogar in meinem Auto schlafen. Ich würde mich auf den Rücksitz legen und aus dem Fenster in den Himmel sehen. Die meisten Menschen, die ein Auto haben, wissen das überhaupt nicht zu schätzen. Stattdessen bin ich auf das staatliche Streckennetz des polnischen Bahnverkehrs angewiesen.

Mit dem Geld, das ich zusammenbekommen habe, kann ich ungefähr sechs Wochen reisen. Keine Ahnung, ob ich wirklich so viel Zeit brauche. Aber ich bin noch nie gereist. Ich will nicht nur ankommen. Ich will die Distanz spüren, die Emmi zu Fuß bewältigt hat. Und mit etwas Glück unterwegs mich selbst finden. Nicht so in diesem esoterischen Sinn. Sondern wortwörtlich. *Da bin ich* mitten in einer alten Geschichte.

Bis in Emmis Heimatdorf fährt gar kein Zug mehr. Aber ich denke, darüber kann ich mir ja auch noch Gedanken machen, wenn ich erst mal da bin. Das ist vielleicht naiv. Aber genau so habe ich das mit dem Abitur auch gemacht, und es hat trotzdem funktioniert. Hin und wieder hat es auch Vorteile, sich nicht zu früh den Kopf zu zerbrechen. Sonst wird

Angst zum ständigen Begleiter und das versuche ich zu vermeiden. Ich will bis nach Kudern kommen, einem winzigen Dorf kurz hinter der Grenze zu Kaliningrad. Und wenn ich dort nicht ankomme, sage ich mir, dann ist das so. Irgendwas wird trotzdem bleiben. Da bin ich mir sicher.

Als ich in die Küche gehe, um mir ein Wasser zu holen, sehe ich Melanie im Wohnzimmer auf dem Sofa liegen. Durch das geöffnete Fenster weht ein seichter Wind herein. Ihre Beine ragen unter der dünnen Wolldecke hervor.

»Liesel?«, fragt sie. Wer denn sonst, denke ich, drehe mich um und bleibe im Türrahmen stehen.

»Mach das nicht mit der Reise.«

Ich sehe sie einen Moment an, warte, ob sie vorhat, noch weiterzureden, aber sie rappelt sich auf, um das Fenster zu schließen und den Frühling wieder auszusperren.

»Du tust damit keinem einen Gefallen«, murmelt sie mit Blick zum Fenster.

»Was?«, frage ich, weil ich mir nicht sicher bin, ob sie wirklich mit mir gesprochen hat. Aber sie wiederholt es nicht noch mal.

kapitel 2

Das *Alte Eichen* liegt zwischen einer Hauptverkehrsstraße und einem Industriegebiet. Was es hier weit und breit nicht gibt, sind Eichen, weder junge noch alte. Die graue Backsteinwand ist durchbrochen von Kunststofffenstern mit orangefarbenen Gardinen. Es gibt einen Empfangstresen, hinter dem nie jemand sitzt. Personalmangel. Ein paar Schilder weisen darauf hin, wie man sich zu verhalten hat oder was einen erwartet. Heute ist ein neues hinzugekommen und ein bisschen schief, aber gut sichtbar am Tresen festgeklebt. Word-Datei, Schriftgröße zwanzig, Arial. »Achtung, wir haben Fälle von Norovirus. Bitte achten Sie auf Händedesinfektion.« Das Wort *Händedesinfektion* wurde aus Platzmangel hinter dem *i* per Bindestrich getrennt. Es gibt Leute, die sind anscheinend noch schlechter durch die Schule gekommen als ich.

Emmis Zimmer liegt im Erdgeschoss, ungefähr in der Mitte des Ganges, schräg hinter der *Blauen Küche*. Das ist Emmis Küche, ihre Homepage sozusagen. Dort wird gespielt, gebastelt, gegessen und manchmal sogar getanzt. Emmi liebt die *Blaue Küche*. Dabei ist es nichts weiter als ein Speisesaal für alte Menschen. Nur, dass die Küchenzeile blau ist. In der *Grünen Küche* ist sie grün, im ersten Stock ist sie rot.

Ich frage mich, ob sie das geblühte unförmige Kleid von den Fotos aus Prag noch besitzt und überlege, es ihr nächstes

Mal anzuziehen, wenn in der *Blauen Küche* ein Event stattfindet. Damit sie hübsch ist beim nächsten Halmturnier.

An den ersten Türen im Gang hängen Warnschilder. »Achtung, Noroinfektion«.

Die Türen neben Emmis Zimmer sind noch frei von Warnhinweisen. Emmis Tür zum Glück auch. Ich klopfe, aber Emmi antwortet nicht. Sie antwortet nie, aber ich klopfe immer, weil ich es höflich finde. Und weil ich denke, wenn gerade eine Pflegekraft da drin ist, die Emmi wäscht oder sonst was macht, dann will ich nicht so uneingeladen hereinplatzen.

Emmi sitzt in ihrem Sessel am Fenster und sieht hinaus. Seit sie im Heim ist, trägt sie ihre Haare kurz, und es ist, als müsse ich mich immer erst eine Sekunde an den fehlenden akkuraten Dutt gewöhnen. Die Frisur verleiht ihr etwas weniger Strenge. Beim Friseur hätte man es als »frech« bezeichnet. Emmi würde diesen Begriff ablehnen.

In einem einzelnen Regalbrett über ihrem Kopf an der blassgelben Wand stehen aufgereiht alle Bücher über Ostpreußen, die ich ihr in den letzten Jahren geschenkt habe. Jedes Jahr eines zum Geburtstag. Und eines zu Weihnachten. Kleine Erinnerungen an ihre Heimat. Emmi liebt jedes einzelne.

Ich habe sie selbst alle gelesen. Schon als ich noch zur Schule ging. Das Interesse an Ostpreußen lief konträr zu meinem stetig wachsenden Desinteresse am Unterricht. Ich wollte meinen Kopf nicht mit sinnlosem Wissen füllen. Ich wollte auf meiner persönlichen Festplatte den Platz frei halten für Wichtigeres. Und dann las ich mich durch all die Bücher, Lebenserinnerungen und Biografien. Und war mir sicher, eines Tages würde ich eine erfolgreiche Historikerin sein, eine Expertin für Ostpreußen. Ich hätte weitsichtiger denken müssen, denn eine berühmte Historikerin wird man nur mit Studien-

platz, und den bekommt man nur, wenn man in der Schule ...
Na ja, lassen wir das.

»Liesel«, sagt sie und ihre Augen leuchten. Sie hat mich erwartet. Sie wusste, dass ich komme. Also, das ist nicht schwer, weil ich nahezu jeden Tag komme. Ich kann an einer Hand abzählen, wie oft ich mal nicht da war. Aber dennoch freut Emmi sich jedes Mal, als wäre ich eine große Überraschung. Ich bin mir auch nicht ganz sicher, ob das nicht tatsächlich so ist. Also die Überraschung. Weil sie ja wirklich viel vergisst. Und es ist ja auch schön, jeden Tag so überraschend aufzutau-chen! Viel schöner als umgekehrt.

Sie trägt einen hellbraunen Pullover, der um ihre Brüste herum spannt, und unter ihrer linken Brust ist ein Fleck brau-ner Soße. Höchste Zeit, dass ich ihr mal einen neuen kaufe. In ihrem Schrank sind wenig Kleidungsstücke, die sich für die frühlingshaften Temperaturen eignen. Ich könnte ihr mal eine Bluse kaufen. Etwas Neues. Etwas, das sie nicht so alt aussehen lässt wie dieser Pullover.

Ich setze mich auf den zweiten Sessel ihr gegenüber. Die haben wir aus unserer Wohnung getragen, als sie hier eingezo-gen ist. Sie waren damals schon hässlich, aber in Emmis Augen natürlich nicht. Hellbraun gestreifter Cordbezug. Alles war braun. Obwohl Emmi immer so adrett und stolz ausgesehen hat, hatte sie immer einen altmodischen Geschmack. Es war oft, als sei sie vor Jahren in der Zeit stehen geblieben. Gedeckte Farben, braune Möbel, spießige Halstücher.

»Liesel, hast du Äpfel mitgebracht?«

Natürlich habe ich Äpfel mitgebracht. Emmi liebt Äpfel, Elstar, möglichst ganz kalt. Ich lagere sie manchmal eine Stunde vorher im Tiefkühlfach. Sie nimmt einen Apfel und hält ihn sich an die Wange. Sie liebt das.

»Ach Liesel«, sagt sie und tätschelt meine Hand. »Sag noch mal, wann fahren wir los?«

Es ist jetzt das zweite Mal, dass sie mich das fragt. Am Sonntag hatte sie sich auch bereits erkundigt.

»Ich«, verbessere ich sie sanft. »*Ich* fahre los, Emmi. Du bleibst hier und ich erzähle dir alles, wenn ich zurück bin.«

Emmi nickt.

»Was muss ich einpacken? Ich frage Schwester Christine, ob sie mir helfen kann.«

Ich lege den Jutebeutel mit den Äpfeln neben den Nachttisch.

»Wird es kalt?«

»Hm?«

»Wird es kalt in Ostpreußen? Ist gerade Winter?«, fragt sie.

Sie sieht aus dem Fenster. Es ist Ende April. Das Grün der Bäume leuchtet wie Gift und ein paar Narzissen sprießen aus der dunklen Erde vor den Fenstern.

»Wie war das noch? Ist das die gleiche Klimazone?«

»Es ist Frühling«, sage ich nur. Emmi liebt den Frühling. Als ich klein war, hat sie mich beim ersten halbwegs warmen Sonnenstrahl an die Hand genommen und ist mit mir durch den Wald gelaufen. Bereits auf der Busfahrt dorthin hat sie durch die Scheibe in die Landschaft gedeutet und mich auf jeden sprießenden Ast aufmerksam gemacht. Und als wir den Wald erreicht haben, hat sie auf jede Knospe gedeutet, jedes Buschwindröschen bestaunt, jedes Maiglöckchen berührt, als wäre es lebendig.

»Also brauche ich keine Winterjacke«, lächelt Emmi. »Ich glaube, ich habe meine Winterjacke sowieso zu Hause vergessen.«

Ich nicke nur. Das Zuhause, von dem sie spricht, ist das

Vakuum, in dem Melanie und ich wohnen. Eine Zweieinhalb-zimmerwohnung mit Blick auf einen Ein-Euro-Laden und einen Tabakshop. Unsere Wohnung ist keine Augenweide, aber die Nähe zum Ein-Euro-Shop habe ich geliebt. Nur deshalb habe ich mehrere Sorten Duschgel, Gelkugelschreiber in Pink und eine Tagesdecke, von der man regelmäßig einen elektrischen Schlag bekommt. Nicht, weil ich die Dinge brauche, sondern weil mich die Ausflüge in den Ein-Euro-Laden an meine Kindheit erinnern. Dieses kurze Gefühl, reich zu sein. Dinge in den kleinen, blauen Plastikkorb zu werfen. Nicht nur ein Teil. Mehrere! Eine Packung Filzstifte *und* ein Malbuch mit Pilzen. Einen Glitzernagellack *und* eine Kette mit einer kleinen Krone daran. Immer an Emmis Hand. An der Kasse hat sie souverän gezahlt. Vier Spielsachen auf einmal? Kein Problem für meine Oma! Gott, war ich stolz.

»Kannst du sie vielleicht doch von zu Hause holen? Abends wird es bestimmt kühler.«

Emmi sieht mich bittend an.

»Emmi«, sage ich. »Du hast alles hierher mitgenommen. Zu Hause hast du keine Jacke mehr.«

»Nein«, sie lächelt amüsiert, als hätte ich etwas Dummes gesagt. »Doch nicht aus der Wohnung, Liesel. Aus dem Haus, in Kudern.«

Das Haus in Kudern, denke ich, gibt es schon seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges nicht mehr. Emmi nickt zufrieden, als hätte ich »ja« gesagt. Alles klar. Einfach zustimmen und das Thema abschließen, habe ich gelernt. Ich gehe in die Küche und hole ein Messer, um ihr einen Apfel zu schälen. Kleine Apfelschnitze. Ohne Schale. So mag sie es am liebsten.

kapitel 3

Als Emmi nach der Flucht nach Deutschland gekommen ist, hat sie auf einem Apfelhof im Alten Land gearbeitet. Oder auf einem Bauernhof, der auch Äpfel hatte. Also diese Apfeliebe hat zumindest einen Ursprung, der nachvollziehbar erscheint.

Seit Emmi dement ist, erzählt sie Geschichten allerdings ganz anders als früher. Vielleicht ist es so wie mit Betrunkenen, die immer die Wahrheit sagen. Denn früher hat sie immer nur von der Apfelernte im Herbst erzählt, die oft bei Wind und Regen stattfand. Sie war noch ein Kind, gerade zehn, als sie dem Hof zugeteilt wurde. Einmal war sie von der Leiter gefallen und hatte sich den Unterarm gebrochen. Sie musste trotzdem weiterernen.

Wenn sie jetzt von den Äpfeln spricht, kichert sie wie ein kleines Mädchen.

»Geklaut haben wir die«, grinst sie dann. »Und in kleine Stücke geschnitten und im Dunkeln gegessen.«

»Du hast geklaut?«, frage ich.

»Das waren die schönsten Abende«, lächelt sie selig. »Wenn wir nachts zwischen den Bäumen gegessen und die Äpfel gegessen haben.«

»Wer ist wir?«, frage ich.

»Hm?«, Emmi sieht mich an, als wäre ich eben erst in den Raum gekommen. »Wer?«, fragt sie.

»Nein«, sage ich. »*Ich* habe *wer* gefragt? Also, wer hat mit dir die Äpfel geklaut?«

Immer geduldig bleiben, erinnere ich mich.

»Man darf nicht klauen«, ermahnt sie mich streng. »Einmal hat eine Frau nachts in der Nähe von Danzig etwas vom Feld geklaut. Rüben waren das. Und dann, knall, hat man die erschossen.«

»Was?«, frage ich.

»Hmhm«, nickt Emmi ernst. »Das Blut haben wir am nächsten Morgen noch im Schnee gesehen.«

»Äpfel«, erinnere ich sie, in der Hoffnung, sie wieder auf den richtigen Pfad der Geschichte zu bringen.

»Nein«, sagt Emmi. »Rüben, Liesel. Rüben. Das habe ich dir doch gerade gesagt.«

Sie schüttelt den Kopf wie damals, als sie die Note unter meinem Abizeugnis gesehen hat.

Wenn ich bei Emmi bin, leben wir nebeneinanderher auf ungefähr zwölf Quadratmetern. Ich sortiere Kleidung aus ihrem Schrank aus, und neue Unterhosen wieder ein, die ich bei KiK für sie besorgt habe. Emmi löst ein Kreuzworträtsel, oder tut zumindest so. Ihre Buchstaben passen nicht in die kleinen Felder und sind außerdem komplett falsch. Aber das stört sie nicht.

Im Anschluss wische ich das Waschbecken im Bad sauber, weil Personalmangel. Emmi liest inzwischen ein Magazin, in dem man erfährt, dass Helene Fischer gerne Rot mag. Das Magazin ist aus dem letzten Jahr.

Während ich um sie herum räume, so richtig viel gibt es nicht zu tun, beobachte ich sie aus den Augenwinkeln, um abzuschätzen, was das heute für ein Tag wird. Wenn Emmi

konzentriert an etwas arbeitet – mal losgelöst von der Frage, ob es etwas Sinnvolles ist – dann weiß ich, dass er wahrscheinlich gut wird. Wenn sie herumtigert oder mit imaginären Personen spricht, muss ich mich auf einen schwierigeren Tag einstellen. Noch sitzt sie im Sessel, die kurzen Haare zu einer halbwegs vernünftigen Frisur gekämmt, und ihr Gesicht sieht so konzentriert aus, wie damals, wenn sie sich mit mir durch die Hausaufgaben gearbeitet hat.

In Emmis Kopf spielen sich Dinge ab, die ich nicht verstehe, aber im Laufe der letzten Monate habe ich gelernt, die Zeichen zu deuten. Verwirrung ist nicht gleich Verwirrung. Und – noch relevanter – klare Gedanken sind auch nicht gleich klare Gedanken. Da gibt es so viele Abstufungen, und ich arbeite immer noch daran, sie alle zu erkennen.

Als ich gerade inspiziere, was sich alles so in Emmis Toilettenmülleimer befindet, öffnet sich die Tür zum Bad und jemand steht zu dicht hinter mir.

»Na, spannend?«

Ich stoße mir den Kopf am Waschbecken und drehe mich um. Der blonde Typ, der sich wie ein Schrank im Türrahmen aufbaut, nimmt mir das Licht.

»In Emmis Müll sind Tampons«, sage ich.

Der Pfleger zuckt amüsiert mit den Schultern. Ich habe ihn noch nie gesehen, aber das hat nichts zu sagen. Die Fluktuation ist groß und ständig taucht Pflegepersonal von anderen Stationen auf. In der letzten Woche saß eine ältere Dame mit dicker Strickjacke an Emmis Bett, die ich auch direkt für dement hielt und in ihr Zimmer zurückbringen wollte, als sie mir mitteilte, sie würde hier arbeiten. Sie wäre nur aufgrund des hohen Krankenzustandes aus der *Grünen Küche* in diesen Trakt beordert worden.

»Manche Bewohner haben auch noch Kondome in ihrem

Müll«, erklärt er mir. Seine Augen sind fast wässrig blau und er hat einen Akzent. Polnisch vielleicht. Oder eine andere slawische Sprache. *Jascha*, steht auf dem Namensschild, das an der Brusttasche seines orangenen Poloshirts baumelt. Warum man sich für diese Farbe als Arbeitskleidung entschieden hat, ist mir auch schleierhaft. Wie eine Warnweste. Als müsse man dem Pflegepersonal augenblicklich ausweichen, wenn es einem auf dem Gang entgegenkommt.

»Sind die benutzt?«, frage ich.

»Natürlich nicht«, sagt er.

Ich schiebe mich an ihm vorbei Richtung Fenster und öffne es, als könne ich die Gedanken damit nach draußen lassen.

Jascha nimmt den kleinen Treteimer aus dem Bad und stellt ihn vor die Tür, während Emmi ihn anlächelt, als wäre das eine zuvorkommende Geste. Dabei ist es sein Job.

»Ich kann den ja mal ausleeren«, bemerkt er lapidar. Aber er bleibt einfach stehen und sieht mich unverwandt an.

»Ich wollte nur mal sehen, wer du bist«, fährt er fort. »Emmi hat mir von eurer Reise erzählt.«

»Jascha kommt auch mit«, informiert Emmi mich. Jascha sieht mich verschmitzt an und grinst. Einen Moment schweigen wir, weil ich darauf warte, dass Jascha Emmi widerspricht.

»Emmi ist dement«, erkläre ich ruhig. »Sie fährt nirgendwohin.«

Jascha sieht mich überrascht an. Emmi auch.

»Nein«, sagt er fassungslos. Dann grinst er wieder.

Er hebt den Treteimer hoch und dreht sich zur Tür um.

»Jascha?«, meldet Emmi sich. »Hast du einen Koffer für mich?«

»Leider nicht.«

»Kannst du mal Christine fragen?«

»Ja, klar, mach ich«, antwortet er und hebt kurz die Hand zum Abschied. Dabei grinst er immer noch.

»Wo kommt der denn auf einmal her?«, frage ich und setze mich neben Emmi auf die Lehne des braunen Sessels. Sie streichelt mir liebevoll übers Knie.

»Aus Polen«, sagt sie.

»Ich meine, was der hier macht.«

»Der kommt aus der *Roten Küche*«, nickt sie. »Hat sich da mit irgendwem gestritten.«

Ja, denke ich. So sieht er aus.

Als ich mich auf den Weg nach Hause mache, treffe ich Jascha vor der Tür des *Alte Eichen*. Er sitzt auf der Lehne einer Parkbank und raucht.

»Hast du das so gelernt?«, frage ich.

»Auf der Lehne zu sitzen?«, fragt er und sieht an sich hinunter. »Mach ich gut, oder? Guck mal, ohne Hände!«

Er wedelt ein bisschen mit seinen Armen herum.

»Nein«, sage ich. »Demenzkranke in dem Glauben zu lassen, dass es richtig ist, was sie sagen.«

Jascha zuckt mit den Schultern.

»Lass sie doch dran glauben.«

»Aber sie kommt nicht mit«, wiederhole ich. »Und ich will ihr keine Hoffnungen machen.«

Er hält mir seine Schachtel polnischer Zigaretten hin. Ich schüttle den Kopf.

»Warum eigentlich nicht?«

Ich antworte nicht. Die Frage ist mir zu dumm.

Jascha nimmt einen tiefen Zug seiner Zigarette und sieht hinter mir in den Himmel, als sei er ein tief in Gedanken versunkener Philosoph.

»Hast du den Müll ausgeleert?«, hole ich ihn zurück auf die Erde.

»Klar«, nickt er und wirft einen Blick neben sich auf den Boden. Da steht der Eimer, noch immer voll bis oben hin.

»Ach«, sagt er verwundert. »Habe ich wohl doch noch nicht geschafft.«

Er blinzelt amüsiert gegen die Sonne.

»Aber dafür kann ich ohne festhalten, hier, guck doch nochmal!«

Er wedelt wieder mit den Armen. Ich schüttele den Kopf und gehe zu meinem Fahrrad. Als ich aufsteige, wedeln seine Arme immer noch in der Luft.

»Gefährlich, oder?«, ruft er mir nach.

Ich drehe mich nicht noch einmal um.

kapitel 4

Wenn es regnet, riecht es im *Alte Eichen* irgendwie welk.

Der Regen klatscht gegen die Scheibe wie in der Auto-
waschanlage von *Mr. Wash*. Nur, dass die Scheiben danach
nicht sauberer sind als vorher. Eher das Gegenteil.

Emmi sagt, sie möchte Karten spielen. Ich hasse es zu spielen. Vielleicht, weil meine Mutter in meiner Kindheit versäumt hat, mir das nahezubringen. So wie sie eigentlich alles versäumt hat. Ich habe immer gerne gemalt, gebastelt und gelesen. Und gespielt nur widerwillig Brettspiele mit Emmi, wenn die von der Arbeit kam. Ich konnte Emmi nie etwas abschlagen. Dann saß sie mir an dem kleinen Küchentisch gegenüber und hat mit einer so ernsten Miene gewürfelt, als könne sie das Ergebnis beeinflussen. Als Kind fand ich es lustig, wenn sie begeistert aufschrie, wenn sie eine Sechs würfelte. Als Teenagerin hat es mich genervt. Bis ich es geschafft habe, Spieleangebote abzulehnen. Irgendwann dachte ich mir, ich bin auch nicht dafür verantwortlich, dass Emmi einen guten Tag hat. Ich hatte ja meistens auch keinen.

Ich teile die Karten aus und gähne. Wir spielen UNO – das ist wirklich ein Spiel für Dumme. Aber Emmi macht es Spaß.

»Du bist!«, ruft sie eifrig, dabei hat sie gerade eine Aussetzen-Karte gelegt. Ich denke jedes Mal wieder darüber nach, ob ich sie darauf hinweise oder nicht. Wenn sie die Zahnpasta auf den Griff schmiert, statt auf die Borsten, sage ich meistens

»Mach's noch mal, Emmi«. Wenn sie das Wasser aus der Blumenvase trinken will, weise ich sie auch darauf hin. Wenn sie die Aussetzen-Karten legt, eher nicht.

»Bring doch mal deine Freundinnen mit«, nickt Emmi mir aufmunternd zu. »Dann müssen wir nicht immer zu dritt spielen.«

»Wir sind nur zu zweit«, antworte ich. Emmi lacht, als hätte ich einen Witz gemacht.

Sie sieht so hübsch aus, wenn sie lacht. Wie früher, wenn sie mich mit in den Wald genommen hat, um Brombeeren zu pflücken oder mit mir im Regen spazieren gegangen ist. Sie hatte da immer ein ganz gelöstes Gesicht. Ich habe das in meinem Kopf das *Alte Lachen* genannt. Weil sie bestimmt damals so gelacht hat, als sie noch ein Kind war. Bevor sie mich großziehen musste, weil Melanie sich als unfähig entpuppt hat. Bestimmt hat Emmi sich ihr Leben anders vorgestellt.

Mir gefällt der Gedanke, dass sie glaubt, ich hätte Freundinnen. Das macht sie glücklich.

Manchmal saß sie abends an meinem Bett in der ehemaligen Abstellkammer und kraulte meinen Nacken. Sie hatte immer kurze, aber kantige Fingernägel, und das fühlte sich ganz schauernd schön an. Und während sich meine Nackenhaare vor Wohligkeit aufstellten, hat sie Dinge gesagt wie »Es gibt für jeden Menschen auf dieser Welt eine beste Freundin. Das ist so, Liesel, du hast sie nur noch nicht gefunden«.

Später, als ich älter war und wir die Zimmer schon getauscht hatten, saß sie nur noch am Fußende des Bettes, ganz gerade aufgerichtet, und hat auch mit mir gesprochen, wenn mein Kopf demonstrativ unter der Decke verschwunden war. Ihre Ratschläge klangen dann nicht mehr so wohlwollend. »Freunde findet man nicht, wenn man andere vor den Kopf